

## Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wiß in Breslau.

N. 50.

Mittwoch, den 22. Juni 1864.

II. Jahrgang.

Wir ersuchen, das Abonnement auf die Hausblätter für das dritte Quartal d. J. rechtzeitig zu wirken.  
Die Redaction.

Die Breslauer Hausblätter erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben.

[Die ausgeschämte Gottlosigkeit in ihrer Selbstprostitution.] Pflanzen derselben Art, schreibt man dem Pöph. Kirchenblatt, sind überall gleich, in welchem Lande sie auch wachsen mögen. Wenn z. B. in Deutschland und in Belgien dieselben Arten von Giftblumen vorkommen, so kann ich meine botanischen Studien an denselben eben so gut in der Fremde wie in der Heimath machen. Von diesem Hübe gehen wir zur Sache über. Wie die Pflanzen sind gewisse Menschenklassen überall gleich, mögen sie diesseits oder jenseits des Rheines gedeihen. Unsere psychologischen und sonstigen, die geistigen Zustände der Gesellschaft betreffenden Studien können wir unter jedem Himmelsstriche machen. Als Gegenstand solchen Studiums geben wir zunächst eine kurze Erzählung.

Vor Kurzem starb zu Brüssel im Hospital zum hl. Johannes ein Unglücklicher, Van Peene, der bis zum letzten Augenblicke jeden religiösen Beistand zurückwies. Die liebevolle Pflege und der Zuspruch der Barmherzigen Schwestern hatten nicht vermocht, den erloschenen Glauben in ihm wieder zu entzünden. Seine Gefinnungsbrüder, die sogenannten „Solidaires“\*), veranstalteten in Folge dessen ein bloß bürgerliches Begräbniß. Derjenige, dem der Auftrag zu Theil geworden war, zuerst die Leichenrede auf den Verstorbenen zu halten, sprach nach dem „Bien public,“ welches uns als Quelle dient, folgende Worte:

„Wird! So oft als wir die traurige Pflicht erfüllen, den heldenmüthigen (viehischen) Tod eines der Unfern zu feiern und der Erde, unserer gemeinschaftlichen Mutter, die körperlichen Reste eines Republikaners, eines Freidenkers, eines wahren (!) Menschen übergeben, erhebt sich aus dem

Grabe, welches, wie hier, die Erinnerung an so viel Größe und so viel Elend birgt, ein Schrei der entschiedensten Auflehnung, ein Schrei des Sieges und der Empörung des Geistes gegen Gott, gegen den Himmel und die Erde, gegen die Unbilligkeit, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit der Macht. Die Kirche erzittert bis in ihre Grundfesten (über den Untergang eines Menschen in frecher Gottlosigkeit!) und die Seelen erfahren eine ungewöhnliche Bewegung und lebhafteste Aufregung. (Sehr begreiflich bei solchem Tode!) Die Revolution läßt sich nicht begraben, unsterblich, wie sie ist, (seit ihres Urahn's, des Teufels, erster Revolution), läßt sie sich vom Grabe nicht fesseln, von dem man glauben könnte, daß es sie verschlungen habe. Der Gedanke des Martyrers (sauber) geht wieder aus demselben hervor, nimmt Gestalt und Leben in uns an und sein letzter Seufzer entflammt uns mit dem heiligen Feuer der Wahrheit (soll heißen: der Lüge).

Schaut hin auf unsern Streiter, wie er dort triumphirend (warum nicht gar!) ruht! Seine Aufgabe ist vollbracht. Auf die Ansprache unserer Herzen antwortet er nur mehr durch die Erinnerung an seine letzten Leiden und an seine Festigkeit, denn Van Peene war von unverwundlicher, härtester Prägung, von unwandelbaren Grundsätzen, leidenschaftlich begeistert für die Ausbreitung derselben und ein consequenter Rebell gegen jede religiöse Idee. (Also wie ein vollständiges — Deckslein oder Efelein, die auch Rebellen gegen jede religiöse Idee find.)

Wir haben gesehen, wie er diese Kraft (diesen Unverstand) aufrecht erhielt gegenüber allen irdentlichen Bemühungen der Priester, wie er sie schützte und sicherte gegen die schlauesten Verführungen (gelogen!), gegen alle fein berechneten Versuche, seinen Sinn zu ändern.

Rings um ihn sammelte der Tod seine Ernte. Er sah, wie die Mehrzahl der Kranken, der eine nach dem andern, unterlag (Gott und dem Gewissen), wie seine Zimmergenossen als wahre und überzeugte Katholiken starben. Aber er, obgleich er Aller Schmerzen theilte, verstand es, durch seine geistige Kraft (Verrücktheit) den Einfluß dieses trostlosen (!) Schauspiels der Schwäche und des Verderbnisses zu überwinden, er setzte es durch, die priesterliche Hilfe abzu-

\*) Unter den sog. Freidenkern resp. Freimaurern in Belgien haben sich seit einigen Jahren in mehreren Städten des Landes gewisse Vereine, die der sog. „Solidaires,“ gebildet, deren Mitglieder sich gegenseitig verpflichtet haben, beim Tode „jeden geistlichen Trost und jede christliche Todesvorbereitung zurückzuweisen.“ Das bloß bürgerliche Begräbniß wird dann von den Bundesgenossen mit großem Pomp, Reden u. dgl. abgelehnt. Leider ist durch Entscheidung der Verwaltungsbehörden angedeutet, daß die Friedhöfe durch solche standalöse Scenen entehrt werden dürfen.



weisen, zu sterben als „freier“ Mann und den Beweis zu liefern, daß der Frieden der Seele aus der Zeugnung Gottes quillt! (Complettte Narrheit!)

Lebe wohl, Van Beene, lebe wohl!“ (Mit dem Wohlleben wird's wohl Weile haben!)

Wir haben diese erste Rede, ihrem Wortlaut nach, ganz getreu überseht und so überseht, wie wir den Redner verstanden. Ehe wir einen zweiten „redenden Bruder“ hören, möge uns eine kurze Kritik vergönnt sein.

Der erste „redende Bruder“ erzählt uns mit einiger Umständlichkeit und mit Anwendung verschiedener ausschmückender Redensarten, daß ein Ungläubiger, ein Gottesleugner gestorben sei, ohne sich zu bekehren. Wir können aus dieser Erzählung in der That nichts Neues lernen. Daß die Sünde in der Welt sei, wissen wir längst. Eine betrübende Erfahrung hat es auch hinlänglich gezeigt, daß es verstockte Sünder giebt. Wir wissen, daß Menschen gestorben sind mit einem Fluche gegen Gehefte und Beneidete auf den Lippen und im Herzen, daß Menschen aus dieser Zeitlichkeit abschieden, während sie mit gierigen Händen in dem Gelbe wühlten, welches sie sich auf ihr Lager hatten bringen lassen und mit letzter Kraft hervorstöhnten: Geld, mehr Geld. Es kommt leider nicht gar selten vor, daß auch der Tod die eiserne Rinde nicht zu brechen vermag, wodurch menschliche Herzen, so lange sie lebendig schlugen, sich gegen jedes wärmere, höhere religiöse Gefühl verwahrten, selbst wenn kein grundsätzlicher Unglaube in ihnen wohnte. Es ist auch vorgekommen, daß junge Wüstlinge die letzte Nacht ihres Lebens bei Champagner und Dirnen zubrachten und dann sich erschossen oder vergifteten, weil ihnen die Mittel ausgegangen waren, länger noch die säkologischen Studien fortzusetzen. Wenn nun eine jede Sünde — und die Beispiele ließen sich ja noch zahllos vermehren — eine solche verderbliche Macht besitzt, daß sie die arme Menschenseele auch im letzten entscheidenden Augenblicke noch festzuhalten sucht, und sie geblendet, gefesselt und als Sklavin über die Grenzscheide zwischen Zeit und Ewigkeit schleppt und zerrt, bis sie vor dem Richterstuhl des Ewigen angelangt ist, ist es dann etwas so Außergewöhnliches, daß auch der Stolz des Unglaubens sein Opfer nicht fahren läßt? Weshalb eine solche Vergötterung des Unglaubens? Ist es größer, ungläubig zu sein, als mit beharrlicher Konsequenz alle Sinnenwollust zu genießen, Geld zu machen mit allen Kräften, dem Feinde kalt den Dolch in's Herz stoßen oder mit einer Verwünschung gegen ihn sterben u. s. w.? Sünde ist Sünde. Sollte der Unglaube keine sein, weil er zunächst im Geiste seinen Sitz hat? Geistesünden bringen ja der Seele oft schärferes und giftigeres Verderben, als solche, die in äußern Thaten hervortreten und an körperlichen Dingen sich vollziehen. Viele blöde Augen sehen dies, mancher beschränkte Verstand erkennt dies nicht. Aber der Geist ist's, der, wie er lebendig macht, so auch tödtet. Und der Unglaube, diese größte aller Geistesünden, wird verherrlicht? Man kann sich die traurigen Komödien, die zur Verherrlichung desselben aufgespielt werden — so wie überhaupt

die Achtung und Ehre, die ihm insbesondere in Schriften allerlei Art erwiesen wird, — nicht anders erklären, als durch die Annahme, daß eine ganz besondere Absicht dabei vorwalte. Wir sind dieser, nicht Ansicht, sondern Ueberzeugung, mit aller Entschiedenheit, mit voller Klarheit. Die Menschen, oder wenn man lieber will, das Volk soll über die wahre Natur des Unglaubens getäuscht, geblendet, in Irrthum geführt, übertölpelt werden. Den Dieb und Räuber, den Säuer, Hurer und Ehebrecher, den Mörder und Lügner verherrlicht man nicht so geradezu, weil das sittliche, mehr auf das Äußere gerichtete Gefühl des Volkes noch zu gesund ist, um sich allgemein durch falsche Lünche betrügen zu lassen. Aber ein Ungläubiger, der läßt sich darstellen als ein freier Mann, als ein Mann von Charakter, von Geist und andern Vorzügen. Und doch ist der Unglaube der Gipfel und die Spitze der von der Wahrheit abgefallenen Selbstsucht, die tiefste und tödtlichste Verleugnung und Verletzung der Gerechtigkeit, die frevelhafteste Umkehr der rechten Ordnung, die Erstidung und Auslöschung der Liebe zu dem ewig Wahren, Guten und Schönen, die schändliche Hingabe der zum reinen Bunde mit der Wahrheit berufenen Seele an die Buhlerin Lüge, ist eine geflistentlich unterhaltene Verausung des Geistes in dem Uebermuthe und der frechen Ueberhebung des Stolzes, ist ein Diebstahl und Raub an dem geistigen Kapital und Besitz, von dem die menschliche Gesellschaft lebt, an der Wahrheit nämlich, der Gerechtigkeit, der rechten Ordnung und Liebe, ist ein Selbstmord der Seele und ein Verderben des Nächsten. Kann der Philosophenmantel die niedrige Verworfenheit dieses Unglaubens decken? Gewiß nicht. Kleider machen keine Leute und der Schein ist nicht das Sein, und alle verherrlichenden Redensarten werden nie den Unglauben aus der Reihe der niedrigen, entehrenden, verderblichen Sünden austilgen können. Er ist der Grund aller Laster.

Noch eine andere Bemerkung möge uns gestattet sein. Die obige Rede, so wie überhaupt alle Stillübungen zum Preise des Unglaubens, erborgten ihre besten Gedanken immer dem christlichen Ideenkreise. Die ganze Verherrlichung des Unglaubens in den oben angeführten Worten liegt in der Vorstellung, daß die Revolution gegen die göttliche und menschliche Ordnung mit ihren Befennern nicht begraben werde, sondern wieder auferstehe. Dieses Bild, entnommen der Auferstehung unsers Herrn, soll die Gemüther treffen, durch seine Erhabenheit Eindruck auf sie machen und so für die Sache, d. i. den Unglauben gewinnen. Ist denn der Unglaube so arm an Geist, daß er keine eigene Beredsamkeit sich schaffen kann? Er behilft sich mit christlichen Ideen, in deren Gewand er sich hüllt. Der Tod geht betteln beim Leben, die Verwesung stiehlt die frischen, süßen Hüfte des Frühlings. Die menschliche Gesellschaft würde sonst sie austilgen. Es ist das ein jammervoller Kunstgriff, eine verächtliche List, gerade Das von dem Schlechten, von der Lüge, der Sünde zu sagen, was die Menschen gewohnt sind vom Guten, von der Wahrheit, von der Tugend zu hören. Es ist nur zu beklagen, daß Viele so geistlos und blöde sind und sich durch diesen



klumpen Kniff täuschen lassen und in ihrem Urtheile gegen den Unglauben sich dadurch milde stimmen lassen. Wären wir gewohnt, den Dingen auf den Grund zu sehen, so würde dem Unglauben nicht so viel Gnade und Ehre erwiesen werden. — Hören wir die Rede des zweiten, „redenden Bruders.“

„Meine Herren! Im Namen der Gesellschaft „Blamänder, vermählt,“ zu deren eifrigsten Mitgliebern unser Van Beene gehörte, stehe ich hier, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Die flämische Bevölkerung Belgiens trägt in noch weit höherem Grade, als die wallonische, das Joch des Katholizismus, weil Diejenigen, welche in unserm Lande für den Fortschritt (1) der Menschheit kämpfen, nicht begreifen, daß das flämische Volk nur durch die flämische Sprache befreit und in seiner Intelligenz weiter gefördert werden kann.

Van Beene, ein durchaus gesunder Geist, (wenn Geistesgesundheit und Narrheit eins sind; denn der „Narr spricht in seinem Herzen: es ist kein Gott.“ Psalm 13.), hatte diese einfache Idee aufgefaßt und um sie zu verwirklichen, strebte er mit allen Kräften für die Gesellschaft „Blamänder, vermählt.“

Ich spreche es mit Befriedigung aus: Er ist gestorben, wie er gelebt hat: frei und unabhängig in seinen Ueberzeugungen, wie es dem wahren Blamänder ansteht. Wenn viele unserer Blamänder so leben und sterben würden, würde unsere Sache schon lange triumphirt haben. (Flämischer Unsinn!)

Lebe wohl, Van Beene, Dein männlicher Charakter und die Treue gegen Deine Grundsätze werden von Deinen flämischen Brüdern nie vergessen werden!“

Hierin spricht sich übrigens der schlecht verhehlte Aergers des Redners aus. Gerade die flämische, niederdeutsche Bevölkerung Belgiens hängt mit unüberwindlicher Treue an ihrem katholischen Glauben und bildet das festeste und lebendigste Element der belgischen Kirche. Alle Versuche, ihr zuzukommen, sind bisher gescheitert und die von Freimaurern gegründeten Gesellschaften für Pflege und Cultur der flämischen Sprache, um auf diesem Wege ihren Jammer dem Volke beizubringen, sind von gar keinem Erfolge, während die katholischen Vereinigungen gleicher Art herrlich blühen und schon eine prächtige, hoffnungsreiche flämisch-belgische Literatur hervorgebracht haben.

Unsere Leser sehen aus den gemachten Mittheilungen, daß es ein großer, unerschütterter und ausgeschämter Atheismus (Gottlosigkeit) ist, der sich hier unter dem Mantel der Freimaurerei breit macht und nunmehr mit bewusster Absichtlichkeit offen auftritt. Es kann der guten Sache nur dienen, wenn es sich endlich auch äußerlich zeigt, daß die falsche Philosophie auf Gottesleugnung hinausläuft. Es ist ein furchtbares Verbrechen, welches auch denen, die öfter schon die Ausbrüche göttlicher Ästherie hörten oder sahen, das Blut mit kaltem Schauer erfüllt, das Wort: „Der Friede der Seele (sollte hier heißen: der Tod des Gewissens) quillt aus der Leugnung Gottes.“ Solche Feierlichkeiten und Reden des Unglaubens, wie wir sie darstellten, sind die Früchte einer unchristlichen Politik, der Unterdrückung und Verfolgung der

Kirche, einer schlechten Literatur und Presse. Wir würden uns aber einer argen Täuschung hingeben, wenn wir denken wollten, so etwas könne bei uns Deutschen nicht vorkommen. Wenn das deutsche Volk einige Jahrzehnte unter der Herrschaft modern-fortschrittlicher Erziehung stehen würde, kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir auch bei uns solche Erscheinungen sehen werden. Denn gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen. Der Unglaube selbst ist ja schon in zahllosen Individuen der höhern und niedern Klassen thatsächlich vorhanden. Wenn man den Dunst philosophisch sein sollenber Redensarten hinwegbläst, so ist die nackte Gottesleugnung da. Sie ist der giftige Bodensatz der modernen verheidenen Aufklärung, die tiefste Wurzel der einreisenden Sittenlosigkeit, die Triebfeder des Hasses gegen die Kirche und christliche Ordnung der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse. Je mehr aber die Kirche erstarrt, je offener der Gottesglaube hervortritt, desto mehr wird der Unglaube gezwungen sein, seine Masken, die er von der Wissenschaft, von staatlichen und gesellschaftlichen Interessen borgt, fallen zu lassen und auf seinem Angefichte das Brandmal der Gottesleugnung zu zeigen. Darin aber liegt auch die Umkehr der modernen Bildung zur Wahrheit und zum Glauben, die Wiederkehr des öffentlichen Lebens zum Frieden und der Anfang eines gesunden Fortschritts und der Lösung aller großen Fragen und Aufgaben, welche auf der Tagesordnung der Gegenwart stehen.

**Aus Oberschlesien.** [Die katholische Presse.] „In Italien, Gott Lob, ist die gute Presse in merklichem Fortschritte,“ so äußerte sich vor Kurzem der hl. Vater in einer Unterhaltung zu einem englischen Gelehrten. — Aber, Gott Lob, nicht bloß in Italien tritt dieser Fortschritt zu Tage, auch Deutschland leistet hierin bereits Anerkennungswerthes. Wer kennt nicht die edlen Bestrebungen der Neuzeit, die würdig sind jenen gebiegenen und bewährten katholischen Blättern an die Seite gestellt zu werden, die schon seit Jahrzehnten die katholische Sache mit eben so großem Heldenmuth als erprobter Meisterschaft versuchten. Wie eine deutsche Eiche fest und den Stürmen des Jahrhunderts trogend stehen da die historisch-politischen Blätter und bilden gleichsam den Mittelpunkt, um den herum mit der Zeit eine ansehnliche Reihe stämmiger Pflanzen dem Boden der katholischen Kirche entsprossen sind. Da giebt es in den verschiedenen Ländern recht kernige Volksblätter unter verschiedenen Titeln, dort markige Kirchenzeitungen, Kirchen- und Sonntagsblätter, dort wieder Familienjournale, Hausbücher, Kinderchriften und Vereinsblätter aller Art, die zusammengenommen einen recht stattlichen Wald ausmachen, in dessen gesunden Aesten und grünenden Zweigen der Frühlingshauch echter Katholicität weht. Unwährlch, ja mit jedem neuen Quartal sprießen neue Pflänzchen auf, die unter Gottes Segen sichtlich gedeihen. — Noch ist es nicht lange her, als sich zu Köln am Rhein aus der Dunkelheit, die eine antichristliche Presse weithin zu verbreiten bemüht war, ein lebenskräftiger Keim katholischer Gesinnungstätigkeit hervorarbeitete. Jeder von uns sah das kleine Pflänzchen der kölnischen Blätter, und nun, nach wenigen Jahren, steht



ein Baum da, der Tausende von Blättern nach allen Winden hin ausbreitet. Nur unsere Heimath, unsere Diözese mit dem Delegaturbezirk schien ein unfruchtbarer Boden zu sein. Mit vieler Mühe und großer Aufopferung war es den beiden Begründern des Schlesischen Kirchenblattes gelungen den ersten Keim zu legen, und saure Arbeit kostete es, bis er zu gedeihen begann. Die größte Diözese der Erde (Mexiko und Habessinien abgerechnet) hatte nur ein Blatt und dazu nur ein Kirchenblatt, das selbstverständlich nur in gewisse Kreise hineingelangt. Zwar entfaltete noch hier und da ein Keimchen seine ersten Blätter, aber es währte nicht lange, so war es wieder eingegangen, bis endlich auf dem Sandboden der Mark ein lebenskräftiges Bäumchen feste Wurzel faßte und trotz rauher Witterung und kalter Nebel bald zu blühen begann. Nicht bedarf es des Rühmens, das Märkische Kirchenblatt ist genugsam bekannt. Brave Katholiken Schlesiens hatten eine innige Freude daran, hegten aber den Wunsch, noch mehr derartige wirksame Schöpfungen der katholischen Presse zunächst für ihre Heimath entstehen zu sehen. Sie dachten: Warum sollte denn in Breslau, wo täglich vier mehr oder minder kirchenfeindliche Blätter den Katholiken in die Hände gespielt und von ihnen albernere Weise bezahlt werden, nicht ein katholisches Blatt geschaffen werden können, das im Stande wäre, dem nachtheiligen Einfluß jener Schriften zu begegnen? — Diesem Wunsche ist zur rechten Zeit zu genügen gesucht worden. Ein guter Theil der Katholiken begrüßte das Erscheinen der „Breslauer Hausblätter für das Volk“ mit Freude und diese Freude wuchs, als die Abonnenten dieser Blätter in Erfahrung brachten, daß nach vier Monaten weit über zwei tausend, man kann nicht sagen Personen, sondern Familien ihre Gesinnung theilten. Und wenn wir jetzt lesen, daß die Zahl der Abonnenten sich nahe an 3000 beläuft, so ist uns dies ein Zeichen, daß die Katholiken den Wahlspruch der Hausblätter, den uns der Eingang in's neue Jahr brachte: „Der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Vertheidigung aller heiligen Güter zu dienen,“ wohl zu schätzen wissen. — Also, Gott Lob, in Schlesien ist die gute Presse merklich im Fortschritt, zumal neuerdings die beiden Kirchenblätter einen wackern Anlauf gemacht, sich die Herzen der schlesischen Katholiken zu erobern. Nichtsdestoweniger sind wir noch lange nicht am Ziel.

Wir haben noch viel zu thun. Was ist die Zahl der Abonnenten selbst der „Hausblätter“ im Vergleich zur Zahl der katholischen Schlesier? Breslau allein könnte, ohne sich besonders anzustrengen, das Dreifache hiervon aufbringen. An 3000 Familien lesen die Hausblätter und was lesen denn die Anderen? Gelesen wird doch, das ist klar — aber leider ist es eben so klar, daß allerhand elendes Zeug gelesen wird, während man für eine christliche Lektüre theilnahmslos ist. Ist es nicht heilige Pflicht, darnach zu streben, daß Wahrheit und Gerechtigkeit allzeit und überall, namentlich aber jetzt und bei uns, über die Lüge und deren Organe siegen? Gewiß! darum ergibt es sich auch für uns als eine unumgängliche Nothwendigkeit, daß wir die Mittel und Werkzeuge anwenden, mit denen wir dem Lügengeiste die Geister zu entwinden im Stande sind, und sicherlich würden wir eine schwere Verantwortlichkeit auf uns laden,

wollten wir statt der Wahrheit der Lüge dienen. — Fort also aus kathol. Familien, aus kathol. Häusern mit jenen Schriften und Zeitblättern, die das Kainszeichen auf der Stirn tragen! Und würden dieselben auch nur wenige Silbergroschen kosten, jeder Pfennig, den wir dafür ausgeben, er ist weggeworfen und ist eine Unterstützung der Feinde unserer hl. Religion und Kirche. Fort mit jenen Schandblättern, die alle Verleumdungen zusammentragen, um damit unsere hl. Mutter, die Kirche, zu beschmutzen! Fort auch mit jenen Blättern, welche die Natur der Kamäleons haben und in alle Farben sich zu kleiden wissen: die gegen uns freundlich zwinkern, wenn es vor dem Quartal gilt, uns das Abonnementgeld herauszulocken, und die uns in's Gesicht schlagen, wenn wir so thöricht waren, unser Geld herzugeben. Weg mit solchen Blättern aus kathol. Häusern; denn es muß uns die Schamröthe in's Gesicht steigen, wenn ordentliche Christen dergleichen Waare bei uns finden, da dieselbe nur mit Verletzung unsers Gewissens und der kathol. Pflicht bei uns heimisch sein kann.

Tragen wir redlich zur Hebung der katholischen Presse bei, denn wir heben damit unsere Sache und Gottes Ehre. Wenige Groschen im Vierteljahr machen uns nicht ärmer, wohl aber können sie, wenn sie von Tausenden zu Gottes Verherrlichung zusammengetragen werden, ein Kapital bilden, mit dem wir unsere Blätter zu erweitern im Stande sind und das uns schließlich noch Interessen für die selige Ewigkeit einträgt, während leider jetzt noch manche Katholiken sich die Schmach anthun, die Interessen von Spekulant zu mehren, welche in ihrem „Geschäftsblatt“ den göttlichen Welttheiland, seine Kirche, Lehre und Gebote von christlicher Tagelöhnern insultiren lassen und die Grundsätze der Demoralisation in den Familien einführen. Katholische Väter und Mütter, welche ihr Haus vor dieser Pest nicht schützen, laden eine schwere Sündenschuld auf ihre Seele.

V. A.

## Ueber das Glückwünschen beim Niesen.

Der gewöhnlichen Annahme nach ist die Entstehung des bei uns allgemeinen Glückwünschens beim Niesen in Rom zu suchen. Es war unter dem Papst Pelagius II. in Italien eine Pest ausgebrochen, die Tausende von Menschen hinraffte, und erst nach Verlauf von mehreren Jahrzehnten mit einer Krankheit endete, deren Signal ein tödtliches Niesen und Gähnen war. Dieser Umstand rief eine zweifache Sitte in's Leben. Erstens machte man über den Mund dessen, der gähnte, ein Kreuz, um dem Tod den Eingang dadurch unmöglich zu machen, zweitens suchte man denjenigen, den man niesen hörte, schnell durch den Zuruf: „Gott helf Dir!“ gegen Todesgefahr zu sichern.

Der Ursprung dieser Sitte ist aber ein weit älterer. Die Rabbinen nehmen an, daß schon von Adams Zeiten her das Niesen gefährlich gewesen und seit Erzbater Jakob lebte, „Gott helf!“ gesagt worden sei. „Von dem Tage an,“ sagt Rabbi Chaskum, „da Gott Himmel und Erde geschaffen hatte, war kein Mensch seines Lebens sicher, wenn ihm Niesen ankam. Er mochte sich befinden, wo er wollte, auf einer Reise oder zu Hause,



habd er genieszt hatte, schied seine Seele von ihm, bis endlich Jakob kam und Gott bat, dieses Uebel zu lindern. Gott erhörte sein Gebet und nahm diese Krankheit hinweg; und seitdem ist der Mensch verbunden, beim Niesen zu sagen: „Gesundheit,“ damit sich der Tod in Leben wandle.“

Es scheint aber der Gebrauch weder in der Pest noch in der Rabbinen-Anekdote seinen Ursprung zu finden, sondern in dem Glauben der Griechen und Römer, das Niesen enthalte etwas Göttliches und Fingerzeige künftiger Dinge. Man hielt es für eine Vorbedeutung bald guter, bald böser Dinge, und suchte daher die Sache durch einen Glückwunsch zum Guten zu lenken.

Griechische sowohl als auch römische Schriftsteller erwähnen mannichfach dieser Sitte. Bei den Griechen lautete die Formel: „Jupiter-helfe!“ und man rief sie nicht nur Andern zu, sondern war auch so artig gegen sich selbst. — Ein alter Epigramm-dichter Ammianus spottete eines gewissen Proclus, der mit einem sehr dicken Haupt, langen Ohren und einer immensen Nase begabt war. Von letzterer sagt er: „sie sei recht klassisch und aller Nasen Großmutter, sie laufe in einer so respektablen Länge fort, daß er sie mit eignein Arm nicht puken könne, und seine Ohren ständen so weit von ihrem äußersten Ende ab, daß er beim Niesen niemals Jupiters Hilfe anrufen könne, denn ehe der Schall bis zu seinen Ohren gelange, sei er längst verschwollen.“

Apulejus gedenkt bei einer Anekdote von einem heimlichen Liebhaber, der sich durch Niesen verrieth, des Glückwunsches beim Niesen als einer ganz angenommenen Sitte. Die Frau eines Kleiderwäschers pflegte gewöhnlich in Abwesenheit ihres Mannes ihren Buhlen zu empfangen. Eines Tages, als sie eben wieder Niesen Besuch bei sich hatte, kam ihr Mann unvermuthet wieder nach Hause. Erschrocken wußte sie keinen andern Rath, als ihren Buhlen in einen Korb, in dem die Kleider geschwefelt wurden und der unter dem Tische stand, zu stecken und diesen mit Tinnen zu bedecken. Es war Tischzeit und das Ehepaar setzte sich zur Mahlzeit nieder. Mittlerweile empfand der Liebhaber die Wirkungen des Schwefelgeruchs, den er einathmen mußte, bekam Beklemmungen und wurde auf einmal von einem Reize zum Niesen übermannt, dem er auf keine Weise widerstehen konnte. Er nieszt und der Mann hört es. Dieser aber ist in Gedanken vertieft, hat nicht darauf geachtet, woher der Schall gekommen ist, und in der Meinung, seine Frau habe genieszt, ruft er ihr das gewöhnliche: „Gott helf!“ zu. Das Niesen wiederholt sich aber noch einmal und noch zum dritten und vierten Mal. Da wird der Mann endlich seine Täuschung gewahr, räumt den Tisch ab und zieht den ungebetenen Gast hervor, um ihm den Lohn zu geben.

Liberius erließ eine ausdrückliche Verordnung, daß Jedermann ihm, wenn er ausfahre und etwa niese, die gewöhnliche Glückwünschformel zurufen solle, damit er durch diesen Zuruf, als eine glückliche Vorbedeutung gegen alles Ungemach, das ihm vielleicht auf dem Wege begegnen könnte, geschützt sein möchte.

Wertwürdig sind die Ceremonien, welche jedes Mal das Niesen des Königs von Monomotapa begleiten müssen. Die mit ihm im Zimmer zugegen sind, rufen ihm den Glückwunsch so laut zu, daß es die im Vorzimmer Befindlichen hören müssen.

Diese stimmen mit ein, und ebenso Alle, die in den anstoßenden Zimmern sich aufhalten. Die Diener in den Vorhallen gaben den Zuruf dann weiter auf die Straßen, und so verbreitet er sich nach und nach durch die ganze Stadt. Wenn also Seine Majestät von Monomotapa nieszt, so rufen ihm Tausende seiner Unterthanen: „Profit!“ zu.

## Schule der Weisheit.

[Ein gebesserter Trunkenbold.] „Wer trinkt, trinkt immer mehr“: sagt das Sprüchwort. Es trifft aber nicht bei Jedem zu, wie folgende Begebenheit beweist. Ein Metzger, Namens Georg, war ein unverbesserlicher Säuser; er trank, wenn er lustig war; war er verdrießlich, so trank er noch mehr; kurz, er trank immer. Als seine Frau starb, ersetzte seine älteste Tochter, ein Mädchen von 12 Jahren, die Mutter bei ihren vier Geschwistern, und erfüllte diese schwere Pflicht nach besten Kräften. Unglücklicher Weise aber war das arme Kind selbst sehr kränklich. Als Georg eines Abends wieder betrunken wie gewöhnlich nach Hause kam, fand er seine kleine Familie in Thränen um das Bett dieser zweiten Mutter versammelt; sie lag in den letzten Zügen.

Ergriffen von diesem unerwarteten Anblick, kam der Mann zur Besinnung, küßte sein sterbendes Kind und bat es unter heißen Thränen um Verzeihung. Das Mädchen öffnete die Augen, und den Vater erkennend, erhob es sich ein wenig mit äußerster Anstrengung, hauchte ihm einige Worte in's Ohr, die nur er allein verstehen konnte, und — war todt.

Seit diesem Tage war Georg vollkommen umgewandelt; er hörte zu trinken auf, und denjenigen, die darüber ihr Erstaunen ausdrückten, antwortete er: „Mein Gott! das war nicht so schwer, als man meint; es handelte nur um den Willen. Anfangs, wenn ich Durst hatte, durste ich mich nur der Worte erinnern, welche mir sterbend mein armes Kind gesagt: „Vater! nun haben sie nur Dich allein, diese lieben Kinder; verlaß sie nicht!“ Und seitdem trank ich Wasser.“

Wenn also ein armer Trunkenbold den Willen zeigt, sich zu bessern, dann ermuthige man ihn zur Ausdauer, anstatt daß man ihn mit jenem Lächeln der Ungläubigkeit, welches die Entschlossensten schwankend macht, die Worte entgegnet: „Wer einmal trinkt, trinkt immer mehr!“

## Aus alter Zeit.

(Nach dem Französl. von Cl. F.)

(Fortsetzung.)

### III.

So sei, mein Herz, o sei zufrieden,  
Mit Allem, was der Herr dir giebt.

Die Sorgfalt der guten Klosterfrauen, Audowerens Freundschaft mit der Aebtissin, die Liebkosungen ihrer Tochter seßelten sie nach und nach wieder an das Dasein und das friedliche Leben im Kloster beruhigte dies stürmische Herz. Die verstößene Königin genoß allmählich die innern Freuden und Tröstungen des Gebetes und der guten Werke, welche sie gleich den Frauen von Bourdaine übte, denen sie in's Thor und an's Krankenbett der



Armen folgte. Die Revenüen der königlichen Meierereien leisteten bei der Sorge für die Hilfsbedürftigen, wie bei der Vergrößerung des Klosters wesentliche Dienste, da Audowera und Hilbeswinde bei ihrem einfachen Leben nur wenig bedurften. — Letztere war ihr ein großer Trost, denn die Prinzessin wurde ein kräftiges und verständiges Kind, dessen zarte Liebkosungen das trauernde Mutterherz beglückten, so daß nur noch die Söhne fehlten, um die Königin ganz glücklich zu machen.

Dieser Wunsch erfüllte sich allerdings nicht, doch brachte ihr der Herzog von Niccolin bisweilen Nachricht von ihren Kindern, und solch' ein Tag war für sie jedesmal ein großer Festtag. Damals gab es noch keine Eisenbahnen und Telegraphenlinien, keine Zeitungen, keine Journale, ja man dachte kaum an die Möglichkeit einer Post, die unsern jetzigen, ungeduldrigen Geistern schon längst eine Schneckenpost ist, obgleich stürzlich Thurn und Taxis von Ursprung her. — Wie es aber manchmal recht gut ist, wenn man nicht Alles weiß, so war es auch bei der verstoßenen Königin der gleiche Fall. Sie wußte in dem stillen Hause zu Gourdain wenig oder nichts von der ganzen Reihe von Gräueln und Mordthaten, welche Haß und Rache am Hofe Chilperich's hervorgerufen hatten, und deren schreckvolle Einzelheiten die Chroniken jener Tage berichten. Nur das Gerücht war bis zu Audowera's Zelle gedrungen, daß Chilperich sich mit Galswintha, der Tochter des Gothenkönigs vermählt habe. Da sah sich Fredegunde verlassen, und sann auf Rache. Bald machte sich ihr alter unheilvoller Einfluß auf den König geltend, und Fredegunde bestieg den Thron von Neustrien.

Nachdem Audowera von alledem Kunde erhalten hatte, sah man sie noch häufiger am Fuße des Altars, wo sie für ihr unglückliches Vaterland und dessen noch unglücklicheren Fürsten betete, den sie trotz seiner Verbrechen noch immer liebte. — Dann aber dankte sie auch Gott, der Mitleid mit ihrer eigenen Schwäche gehabt und sie so früh dieser Welt voll Mord und Rache entriß. —

So vergingen vierzehn Jahre, die im Kloster keine anderen Erinnerungen, als die Wohlthaten der Königin und ihre Gebete hinterließen.

Nach dieser Zeit kehrte der Herzog von Niccolin wieder einmal mit düsterem Auge und niedergeschlagener Miene im Kloster ein.

Freudig begrüßte ihn Audowera, doch er sagte:

„Frau Königin, mir sind nur wenige Augenblicke vergönnt, seid stark, denn ich habe Euch ein neues Unheil zu verkünden. Euer ältester Sohn, der Prinz Theodebert fiel bei der Belagerung von Angoulême für König und Vaterland, durch die Hand von Santran-Bohon, dem Vertrauten Fredegundens.“

Ein aufmerkamer Beobachter hätte leicht herausgeföhlt, daß der Herzog nicht Alles sagte, was er dachte, sondern die allgemeine Ansicht theilte, daß die schreckliche Fredegunde auch diesen Tod veranlaßt habe, um ihrem eigenen Sohne den Thron zu erringen.

Im Schatten des Heiligthums hatten die düstern Leidenschaften der Königin kein Ackerland mehr gefunden, ihre Seele war so einfach und kindlich geworden, daß sie an kein Verbrechen dachte. — Sie fiel auf ihre Knie und sprach mit bebender Stimme: „Herr,

Du hast ihn gegeben, — Du hast ihn genommen, für König und Vaterland — Dein Name sei gepriesen!“

## IV.

Ja, Vater, ich will still ergeben,  
Mit meiner Bürde weiter geh'n.

Die folgende Nacht hatte Audowera einen sonderbaren Traum, der viel zur Milderung ihrer Trauer beitrug. Sie glaubte ihren Sohn Theodebert zu Füßen ihres Bettes zu sehen, und als sie sich ihm nahen wollte, erhob er sich als Lichtgestalt mit den Worten „Auf baldiges Wiedersehen.“ —

Da erwachte die Königin und tief bewegt dachte sie, daß die Seele ihres Sohnes von dem gnädigen und barmherzigen Heiland in den Himmel aufgenommen, und daß auch ihre Leiden bald zu Ende gehen würden. „Dann vertritt Ihr Mutterstelle bei Hilbeswinden,“ sagte sie zu der Aebtissin, die an ihrem Lager wachte, und der sie bald den Traum erzählte. „Wolle Gott, daß sich nur ein Theil des Traumes erfülle,“ entgegnete diese, „wolle Euch der Herr noch lange auf dieser Erde erhalten, auf der Ihr so viel Gutes vollbringt.“

Die Königin lächelte und drückte ihr freundlich die Hand, dann erhob sie sich von ihrem Lager und begann mit dem Läuten der Morgenglocke mit neuem Eifer ihr Tagewerk.

Wieder verging mancher Abend und mancher Morgen in stiller Geschäftigkeit, da klopfte es eines Abends einmal an der Klosterspforte und ein schöner, schlanker Jüngling begehrte Eintritt. Dichte Brauen beschatteten seine blauen Augen, in blonden Ringeln kräufelte sich das Haar um die hohe edle Stirn und fiel in langen vollen Locken herab.

Die Königin befand sich gerade im Portenzimmer, doch kaum hatte sie den jungen Mann erblickt, so wandte sie sich tiefgerührt um. Aber das Mutterherz siegte über ihre gewöhnliche Zurückhaltung, — sie ging ihm mit dem vollen Freudenruf entgegen: „Mein Sohn!“

Niemand wagte dieses feierliche Wiedersehen zu stören. Mutter und Sohn hielten sich schweigend, lange und still umarmt. Es war eine große, ernste Weihstunde, die nach fünfzehn langen Trennungsjahren die Kindesliebe herbeiführte. —

Meroväus, Chilperich's zweiter Sohn, hatte den Auftrag, das Gebiet von Poitou zu verheeren, doch benutzte er diese Gelegenheit, um zugleich heimlich seine Mutter aufzusuchen, die sich an ihrem schönen Sohne nicht satt sehen konnte, der mit der edlen Haltung der Mutter die Züge des Vaters verband.

Bald theilte Hilbeswinde das Familienglück. Doch als man sie zur Ruhe gebracht, unterhielt sich die verstoßene Königin noch lange mit ihrem Sohne, der ihr nun alle Schandthaten Fredegundens und deren unwiderrüßlichen Haß gegen Chilperich's Kinder aus erster Ehe enthüllte, da sie ihrem eigenen Sohne Chlotar den Thron um jeden Preis erwerben wollte.

Drei Tage verweilte der junge Prinz bei seiner Mutter, dann vereinigte er sich mit seinem Heere auf dem Wege nach Rouen, woselbst die weitberühmte Fürstin Brunhilde als Chilperich's Gefangene lebte. Mit dieser wollte sich nun Meroväus beraten, auf welche Weise es wohl möglich sei, den König dem schrecklichen Einflusse Fredegundens zu entziehen und Neustrien von dem entehrenden Joche dieser Person zu erlösen, — und versprach seiner



Mutter, so bald als möglich Nachrichten über den Fortgang seines Unternehmens zu senden.

Beim Abschied konnte sich die betrübte Mutter fast nicht von ihrem Sohne trennen, immer und immer wieder schloß sie ihn an ihr Herz, und als er fort war, verdoppelte sie ihre Gebete, Fasten und Almosen, und fügte sich in den Willen des Herrn. Doch kein Freudenglanz belebte mehr ihre Augen und kein Lächeln verschönte ihre Lippen, — ihre einzige Zerstreuung war nunmehr die, mit Hülfswinden den Kirchturm zu besteigen und dort nach den Voten ihres Sohnes zu spähen, bis die Abenddämmerung Nähe und Ferne ihren Blicken verbarg. Dann aber weiltte sie vor dem Tabernakel und flehte lange und inbrünstig den Heiland der Menschen um Schutz und Beistand für ihre Kinder an, und um Verzeihung für die Feindin ihres Hauses — Fredegunde. (Schluß folgt.)

### Vermischte Nachrichten.

**Breslau.** Der hiesige Studentenverein, welcher an die aus dem Dienst entlassenen Grafen Schmising eine ihren Grundstücken über das Duell beistimmende Adresse abgesendet, hat von dem ältesten der drei Brüder eine für die Theilnahme und den in der Zuschrift sich ausprechenden Freimuth dankende Antwort erhalten. Wie mag es kommen, daß die Winifrida die Gelegenheit vorbeigehen ließ, sich über die Duellsache zu äußern? Es wäre dies um so mehr zu wünschen gewesen, als eine frühere Theilnahme dieser Verbindung an dem Begräbniß eines in Folge Duells gestorbenen Studenten (?) katholischer Seite sehr bedenklich erschien.

**Berlin.** Es bedarf für mit der Militäreinrichtung Kundige wohl kaum der Bemerkung, daß weder der Kriegsminister, noch least ein Beamter Offiziere entlassen kann. Die Entlassung der drei Garderoffiziere Grafen v. Schmising ist daher auf Bericht durch Allerh. Cabinetsordre am 12. Mai geschehen.

— Meyerbeer, der in den Schooß Abrahams von Cersbeer verlegte jüdische Musikmeister, hat, wie man aus guter Quelle berichtet, bei seinem millionengroßen Vermögen Niemand von seiner Dienerschaft, auch Solchen nicht, die Jahre lang in seinem Dienste standen, mit einem Legat bedacht. Jede von seinen drei Töchtern erhält eine Jahresrente von nur 15,000 Thalern, und seine Wittwe, neben ihrem eigenen bedeutenden Vermögen, eine von 25,000 Thalern. Die noch übrigen Sinsen werden zum Kapital geschlagen, für dessen Vermehrung der berühmte Komponist noch kurz vor seinem Ableben gesorgt hat. Seine Wittwe wird mit ihren beiden noch unverheiratheten Töchtern wahrscheinlich nicht in Berlin ihren bleibenden Wohnsitz nehmen, sondern, wie bisher, sich abwechselnd an verschiedenen Orten zur Stärkung ihrer Gesundheit aufhalten.

Auf dem großen Kreuzteich bei **Freiberg** fiel es einem barden Hunde, einem großen stattlichen Thiere, ein, mit einem der Schwäne in der Nähe des Nestes anzubinden, wurde aber von seinem Gegner durch mächtige Flügelschläge bald so in die Länge getrieben, unter das Wasser getaucht und mit Schnabelhaken bedrängt, daß er nach kurzer Zeit seinen Tod im Wasser fand.

**Stanzach.** Ein an sich schon höchst betrübender, und weit mehr noch wegen der begleitenden Umstände höchst trauriger Fall traf am Frohnleichnamsfeste die Gemeinde Stanzach, Bezirksamts Reutte, und verdrab bitterherb die ganze Festfreude. Eine 25jährige Jungfrau fiel an diesem Tage als Opfer wahnsinniger Leidenschaft, die ein 32jähriger Bursche zu ihr schon seit längerer Zeit, wie sich nun herausstellt, genährt hat. Die schauderhafte That geschah am Schlusse der Festprojektion vor der Hauptthür der Kirche im Bereiche des Gottesackers vor den Augen der größtentheils noch versammelten Gemeinde. Mit einem scharfen Schnitzmesser führte der Verbrecher einen gewaltigen Stoß nach der rechten Halsseite des Mädchens, das eben im Begriffe war, mit drei anderen Jungfrauen die Statue der Unbefleckten in die Kirche an ihren Standort zu bringen. Der verhängnißvolle Stoß traf so unglücklich, daß die vordere Schlüsselbeinader, der Herzbeutel nebst einem Theile der Lunge durchschnitten wurden. Die Folge davon war die Verblutung, Verlust des Bewußtseins und nach fünf Viertelstunden der Tod. In der That ein schauderhaftes Verbrechen an so heiligem Tage, bei solcher Gelegenheit und an geweihtem Orte!

**Wien.** (Wiener Sinnverwirrung.) Ein Wiener Witzblatt („Kukul“), das noch Niemand im Verdacht gehabt hat, es huldige „reaktionären“ Tendenzen, schreibt in Nr. 15 lauf. Jahres wörtlich wie folgt: „Moderne Toleranz. Um dem religiösen Gefühle Rechnung zu tragen, hat der Reichsrath in der letzten Session, weil er zwei jüdische Mitglieder zählt, an einem jüdischen Festtage keine Sitzung abgehalten. — Nach 32jährigem Nichtsthun mußten am letzten Feste Mariä Verkündigung die christlichen Slovaken über Hals und Kopf an der Ringstraße (in Wien) arbeiten, weil sie am 1. Mai fertig sein sollte. — Müßen da nicht die Juden selber fragen: „Wie heißt?! Ist das eppes Gleichberechtigung?“

**Böhmen.** (Fortschritt.) Ueber dasige Ueberhandnahme der Landstreicher klagend, schreibt ein Prager: Da Beispiele einen Gegenstand am Besten beleuchten, so mag uns der hochwürdige Herr Pfarrer von Pitschkowitz erlauben, von ihm zu reden. Er ist im Jahre des Heils 1864 nicht weniger als dreimal in seinem Hause überfallen und beraubt worden. Ueberdies mußte er noch am Ostersonntage, als er sich eben in die Kirche begeben wollte, das Wort Gottes zu verkünden, von seinem Knechte aufgefodert, die Wahrnehmung machen, daß einem Pferde diebischer Weise der Schweif abgeschnitten worden war. Er war gezwungen, wegen der Lage des Pfarrhofes zwei Kettenhunde anzuschaffen, ein förmliches Arsenal einzurichten und seine Leute zu erzieren und in Kampfbereitschaft zu halten. Wenn sonst der Herr Pfarrer Abends ruhig das Weihwasser nahm und mit einem letzten Aufblick sich und seine theure Gemeinde Gottes Schutz empfahl, muß er jetzt, bevor er zur Ruhe geht, Thor und Thüren, Schloß und Riegel prüfen, die Hunde von den Ketten lösen, die Seinigen zur Wachsamkeit auf's Neue ermahnen, die Waffen handgerecht legen und sich gegen einen festen Schlaf verwahren. Nun ist es aber bei ihm, wie bei jedem Seelsorger, nichts Ungewöhnliches, bei der Nacht zu einem Kranken berufen zu werden. Sonst war er zu einem solchen Pflichtgang mit Freudigkeit er wacht; wenn aber jetzt geschellt wird, so giebt es natürlich einen



Aufruhr, als wäre Hannibal ante portam. Das braucht nicht näher beschrieben zu werden. Recht sonderbar ist es, daß diese keineswegs erfreulichen Zustände fast aus der Zeit datiren, seitdem über das Wohl des Landes so viel getagt wird. In dem alten Bunde wurde Sener glücklich gepriesen, welcher unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaume sitzen konnte; bei uns wird man sich bald glücklich schätzen dürfen, wenn man zwischen zwei Kettenhunden liegend, Nacht für Nacht kümmerlich zubringen kann.

**London.** (Scene aus einer neuen historischen Posse.)

Graf v. R. (zum Herzog):

Wir grüßen Euch als künftigen Regenten;

Ihr war't von Anfang an dazu bestimmt!

Herzog (ersaunt):

Wie? Hör' ich recht? Wirklich? Von Anfang an?

Mich dünkt, ich hätt' in einem blauen Buche

Gelesen doch, man wollte mich . . .

Graf v. R.:

Verhaften?

Sa, ja, ganz Recht, wir wollten Euch verhaften;

Doch nur aus Vorsicht! Wahrlich, nur aus Vorsicht!

Denn, seht — Ihr konntet uns gestohlen werden!

**Paris.** Die Krokodilnamens-Prozessionen in den Hauptorten der Departements zeichneten sich heuer durch eine überaus glänzende Betheiligung von Seiten sämtlicher Civil- und Militärbehörden aus. Alle Lokalblätter bringen hierüber schwungvolle Berichte. Die Erscheinung erklärt sich wohl aus einer kirchlichen und religiösen Reaktion gegen die Renan'sche Roman-Literatur, die bekanntlich eben wieder um eine Rönne, „la Religieuse“, vom Verfasser des „Maudii“, vermehrt wurde. Doch erhält sie erst ihre volle Beleuchtung durch einen Protest im politischen Organ des französischen und spezifisch-elsässischen Protestantismus, „Le Temps“, gegen die Kirchensekte in den Straßen, welche ungesetlich, jedoch bloß in Paris verboten sein, hingegen schon an den Thoren der Hauptstadt um so glänzender gefeiert würden.

— Des kleinen Prinzen Napoleon Lehrer der Mathematik ist ein Jude aus Böhmen, Koralek, der seinen Namen in Coraleque umgewandelt hat. Dieser Gelehrte kam vor etwa 15 Jahren aus seinem tschechischen Vaterlande nach Paris, um sein Glück als Commis zu versuchen. Arago, der ihn zufällig kennen lernte, entdeckte in ihm ein mathematisches Genie. Nach zwei Jahren erschien ein in der gelehrten Welt Aufsehen erregendes Werk von Coraleque, und er ward Professor. Er ist der einzige Professor in der Polytechnik, der am Sabbath und

an jüdischen Feiertagen keine Vorlesung hält, weil sein strenger Glaube ihm das Schreiben verbietet; die anderen Professoren sind minder scrupulös.

**Piesport.** Ein merkwürdiges Musterstück, welches für das hohe Alter des Weinstockes Zeugniß giebt, existirt in der Nähe von Piesport. In einem Dornenbüschel, auf einem fast unzugänglichen Felsenvorsprunge hängt ein Traubensock, ein sogenannter „Ährländer“, von welchem sich eine mündliche Familientradition seit dem dreißigjährigen Kriege bis jetzt fortgeerbt hat. Der Ururabne der Familie habe nämlich einem schwedischen Officier aus Dankbarkeit, weil dieser ihn gegen Gewaltthaten roher Soldaten geschützt, mit der Frucht dieses Stockes aufgewartet, und da sonst keine Trauben mehr vorhanden waren, so habe er sich mit Lebensgefahr mittelst einer Leiter zu besagtem Stocke gewagt und die Trauben davon abgenommen. Der Stock war also schon damals nicht mehr neu und ein wilbliegender Nebenbusch.

### Familien-Nachrichten.

**Verlobt.** Hr. Henr. Förster, Hr. Rm. D. Großer, Pausan; Hr. Bertha Meißter, Hr. Domänenpächter A. Netter, Gotschütz-Hammer; Hr. Marie Schulz, Hr. Fr. Martin, Breslau; Hr. Anna Eichmann, Hr. Rm. A. Förster, Grünberg.

**Gestorben.** Pfarrer u. Schulen-Insp. J. Piezka, Bralin; Prakt. Wundarzt Aug. Tschirner, Schweidnitz; Partic. Robert Schmidt, Breslau; Fr. Dorothea Klein, Breslau; Fr. Apotheker Raabe, Breslau; Dr. Cohn, Schöneberg; Commerzienrath Hellwig, Rawicz.

Heute Morgen verschied sanft im Herrn der Erzpriester, emeritierte Schulen-Insp. und Pfarrer Herr **Johannes Piezka** nach jahrelangen Leiden, mit den hl. Sterbesakramenten wiederholt versehen, in einem Alter von 54 Jahren. R. I. P. Bralin, den 16. Juni 1864.

[186]

### Die Archipresbyterats-Geistlichkeit.

**Zur Reise** empfiehlt alle Arten Koffer, Taschen, Hutschachteln, leberne Schirmsuitereale (auch zu Stock), Ledertassen mit Rosshaaren zu den billigsten Preisen [187]

**S. Wittig**, Sattlermeister,

Junkernstraße vis-à-vis der goldenen Gans.

Auswärtige Bestellungen werden auf das Beste ausgeführt.

Ein kathol. Mädchen, in häuslicher Arbeit, Schneidern und Weisnähen wohl erfahren, sucht bei einer kathol. Herrschaft ein Dienst. Näheres in der Expedition d. Bl. [188]

**W. Preuß' Sargmagazin**, Kupferschmiede-Strasse 35.

**J. Schorske's Sargmagazin**, Renmarkt 12.

### Breslauer Börse vom 20. Juni 1864.

### Getreide-Preise vom 20. Juni.

|                        |         |                     |         |                      |         |                               |
|------------------------|---------|---------------------|---------|----------------------|---------|-------------------------------|
| Freiw.Staats-Anl. 4½   | —       | Posener Pfandbr. 3½ | —       | Schles.neueLit.B. 4  | 101½ B. | W. Weizen Schfl. 58—64—69 Sg. |
| convert. v. 50 u. 52 4 | 95½ B.  | do. do. 4           | —       | do. Lit. C. . . 4    | 100½ B. | G. Weizen . . 58—63—66 .      |
| Preuss. Anl. 1853 4    | —       | do. do. neue 4      | 97½ G.  | do. Lit. B. . . 3½   | —       | Roggen . . . 41—43 .          |
| Preuss. Anl. 55.56 4½  | 100½ B. | Schles. Pfandbr. 3½ | 92½ G.  | Schles. Rentenbr. 4  | 98½ G.  | Gerste . . 33—36—39 .         |
| Preuss. Anl. v. 59 5   | 106½ B. | do. Rustical 4      | 100½ B. | Posen. Rentenbr. 4   | 96½ B.  | Hafer . . . 29—31 .           |
| Präm.-Anl. 1855 3½     | 124½ B. | do. do. 3½          | —       | Oesterr. Nat.-Anl. 5 | 69½ bz. | Erbsen . . 45—50—54 .         |
| Staats-Schuldsch. 3½   | 91½ B.  | Schles.neueLit.A. 4 | 101½ B. | Oesterr. Banknoten   | 87 G.   | Kartoffeln . . Sack 26—36 .   |